

1969). Ida Raming, aaO. Hans Küng, Wozu Priester? Eine Hilfe (Zürich/Einsiedeln/Köln 1971) 67f.

²¹ Gregory Baum: Die Zukunft der Kirche. Berichtsband des Concilium-Kongresses (Zürich/Einsiedeln und Mainz 1971) 99.

²² E. Nadler/W. Morrow, Authoritarian Attitudes toward Women, and their Correlates: The Journal of Social Psychology 49 (1959) 113-123.

²³ E. Gössmann, Die Frau als Priester?: Concilium 4,4 (1968) 288-293.

²⁴ The Lambeth Conference 1968. Resolutions and Reports (London 1968) 39.

²⁵ The Time is Now. Anglican Consultative Council. First Meeting (London 1971) 39.

²⁶ R. W. Henderson, Reflections on the Ordination of

Women: Study Encounter 7 (1971) 1-6. Elsie Gibson, When the Minister is a Woman (New York 1970).

²⁷ Intern. Cath. Inform. 4, Nr. 5,1 (März 1970) 26.

RENÉ VAN EYDEN

geboren am 17. August 1927 in Leusden (Niederlande), 1954 zum Priester geweiht. Er studierte am Seminar von Rijsenburg und an der Universität Utrecht, ist Doctorandus der Theologie, außerordentlicher Lektor für ökumenische Theologie an der Hochschule für katholische Theologie zu Utrecht. Er veröffentlichte u. a.: Die Frau im Kirchenamt: Wort und Wahrheit 1967. La foi sans religion chez Dietrich Bonhoeffer: Faut-il encore une liturgie? (1968).

Johanna Klink

Familie und Liturgie

«Familie und Liturgie» ist ein Thema, das in den letzten Jahren immer aktueller zu werden scheint. In derselben Zeit, da der regelmäßige Kirchgang bei zahllosen Christen in Mißkredit kommt, tauchen die religiösen Familienprobleme wie nie zuvor auf.

Wenn es keine Kinder gäbe, teilte sich das Kirchenvolk deutlich in zwei Gruppen: die seit ihrer Jugend gewohnt sind, zur Kirche zu gehen, dies nicht missen mögen und dafür bereit sind, neue Formen zu akzeptieren und alte liebgewordene Formen preiszugeben – und andere, die ebenso selbstverständlich, wie sie früher dagesessen sind, aus der Kirche fortbleiben, weil es heute keine Sache mehr von Himmel und Hölle ist.

Aber weil es Kinder gibt, weil es Familien gibt, läßt sich der Trennungsstrich zwischen den Treuen und den Fortbleibern nicht so deutlich ziehen. Man schwankt hin und her, gerade mit Blick auf die Kinder. Vielen Eltern liegt es doch am Herzen, wie sie ihren Kindern zwar eine kirchliche Pflichttradition ersparen, aber eine Inspiration für den Glauben finden können, der auch ihren Kindern etwas zu sagen hat. Es gibt Familien, die nur noch bei Gelegenheit Gottesdienste besuchen, aber auch dann sehr wählerisch sind. Wo in der Stadt gibt es eine Messe, die auch Jüngere fesseln kann? Wo predigt ein Kaplan oder ein Pater, der sie ansprechen kann? Seltener sind die Familien, die so erfinderisch und schöpferisch sind – und wo zudem von einer Fa-

miliengemeinschaft die Rede ist –, daß sie eine eigene Liturgie halten, z. B. daß sie die christlichen Festtage mit einer selbsterdachten Hausliturgie feiern können. Wie kommt es, daß heute, nachdem die Freiheit und Verantwortung der Laien größer geworden ist, eine so spürbare Unruhe bei Eltern herrscht hinsichtlich der Möglichkeit, als Familie in der Glaubensgemeinschaft eine Rolle zu spielen? Was immer schon der Fall war, scheint nun mehr bewußt zu werden: daß sich Kinder in der Messe langweilen – wenn es auch hier und da einmal weniger sichtbar wird – und daß jüngere Menschen sich nicht angesprochen fühlen. Es ist offensichtlich schwieriger geworden, Sonntag für Sonntag mit Überzeugung an der Liturgie teilzunehmen. Trotzdem ist es seltsam, daß heute, nach Einführung der Volkssprache, wenn moderne Gesänge gesungen werden, nachdem die Liturgie wandlungsfähiger geworden und sogar Überraschungen bis zur Beatmusik zuläßt, Eltern sich darüber den Kopf zerbrechen müssen, wie sie ihre – vor allem älteren – Kinder noch mit zur Kirche bekommen. Natürlich, sie haben den Wind der Zeit gegen sich. Und der feste Knoten, der die Menschen früher an die Liturgie band, ist lockerer geworden; anscheinend streift die große Menge heute die Fessel ab und wirft damit auch achtlos alle Verbesserungen in Sprache und Gestalt, an Echtheit und Lebendigkeit beiseite. Begriffe man doch, wie viel man den Großeltern voraus hat! Kein Zwang mehr, keine fremde Liturgiesprache mehr, keine Sitten- oder Drohpredigten mehr, kein Überfluß an Formalitäten mehr. Oder ist, mit dem Latein und dem Gregorianischen Choral, auch eine mystische Sphäre der Heiligkeit verschwunden, die durch irgendwelche neuen Formen nicht mehr hervorgerufen werden kann? Viele Gläubige vermissen

mit Wehmut das Heilig-Andere, das Himmlische. Das Populäre, das forcierte Normaltun, das allzu Aktuelle kommt ihnen dann vor wie Banalisierung der Liturgie. Sie bleiben dann manchmal fort, rein aus Heimweh nach der guten alten Zeit.

Liturgische Kommunität

Die Redaktion bat mich, einen Artikel über Hausgemeinden von Familien zu schreiben, die gemeinsam Liturgie feiern, von Priestern geleitet oder nicht.

Ich habe wohl darüber gelesen, daß es solche Gottesdienste gibt; daß man sogar von einer «Untergrundkirche» reden könnte; aber aus eigener Erfahrung kenne ich diese Gottesdienstformen nicht, so daß ich den Auftrag der Redaktion nicht erfüllen kann. Ich könnte also die Feder wieder fortlegen, wenn das Thema «Familie und Liturgie» nicht auch andere Aspekte hätte. Was könnte Eltern dazu treiben, mit andern Familien eine eigene Liturgie zu feiern?

Man sucht Gemeinschaft, mehr persönliche Nähe im Glauben, statt anonymer Teil eines Kirchenvolkes in großen Räumen zu sein. Auch Kinder gehen in großen Kathedralen verloren, wo Stimmen ferner Personen durch Lautsprecher dröhnen. Man will mehr persönlich einbezogen werden, eine echte gemeinsame Mahlzeit erleben, bei der man oft als Unmündiger noch das Brot in den Mund gelegt bekommt; es gibt auch einen Wunsch nach Verwirklichung des allgemeinen Priestertums der Gläubigen. Und man greift in diesen Gottesdiensten manchmal schon auf etwas voraus, was offiziell in der Kirche noch verboten ist: auf eine breitere und tiefere Kommuniongemeinschaft als die ausschließlich römisch-katholische.

In dieser Zeit ist nicht nur Glaubensabfall wahrzunehmen, sondern auch ein Suchen der Gläubigen nach wesentlicheren Formen, mehr nach menschlicher Glaubensgemeinschaft als nach Mystik, mehr nach Aktualität als nach dem Dogma – und bei alledem, wie auch die Kinder und die Jugendlichen einbezogen werden können.

Nur ein Fragment des Menschen

Erst heute bricht so recht das Bewußtsein durch, wie wenig doch die Familie in der Kirche bisher zu ihrem Recht gekommen ist. Obwohl die Kirche von Anfang an eine Gemeinschaft von Männern, Frauen und Kindern war, kann man doch sagen,

daß die christliche Kirche im Lauf der Jahrhunderte eine Kirche des Mannes gewesen ist und – später noch exklusiver – eine Kirche, in der der unverheiratete Mann den Gottesdienst beherrschte. Das bedeutet, daß das vollständige Menschsein in der Kirche nicht zu seinem Recht gekommen ist: der Mensch in seiner Eigenart als Mitmensch hinsichtlich des Miteinanders von Mann, Frau und Kind. Wenn es um die *leitourgia*, den Gottesdienst geht, kommt das deutlich zum Vorschein.

Der Mann hat die Liturgie durchdacht, er hat die Konzilien beherrscht. Die Kirche ist eine Angelegenheit von Männern geworden. Das geht u. a. hervor aus ihrer gesetzlichen Struktur, ihren politischen Machtansprüchen und der Übermacht von rational-dogmatischen Modellen. Sie hat die Gestalt patriarchalischer Herrscher bekommen, vielleicht historisch sogar unwillkürlich von der Stellung des römischen Pater familias beeinflußt. Sie ist Institution geworden statt Organismus, Leib des Herrn. Macht, Autorität, Gesetz, mit Nachdruck auf Lehre, Strafe und Belohnung, Einschüchterung – Zeichen männlicher Herrschaft.

Der Mann denkt von der Autorität her, die Frau von der Gemeinschaft her; der Mann vom Gesetz her, die Frau von der persönlichen Beziehung her; der Mann abstrahiert, die Frau denkt konkret. Warum soll das eine Gültigkeit haben und das andere nicht? Sollten in der Christusgemeinschaft nicht beide zu ihrem vollen Recht kommen dürfen?

Daß in der römischen Kirche die Verehrung für die Frau, die Mutter aufgeblüht ist, wird in diesem Zusammenhang verständlich. Es ist auch wie eine Flucht aus der juristisch-verstandesmäßigen Kirche zu dieser Frau im Himmel. Trotzdem hat man in der Kirche der Frau auf Erden nur eine knechtische, schweigende Rolle zugeteilt.

Gott schuf den Menschen «nach seinem Bild und Gleichnis, als Mann und Frau schuf er ihn». Jesus berief den Menschen zur messianischen Gemeinschaft.

In bestimmter Hinsicht könnte man sagen, daß die christliche Kirche noch immer die Züge der Synagoge und des Tempels trägt. Die Synagoge: eine «Kirche» der Männer. Frauen dürfen beiwohnen, hinter Gittern wie auf einer Zuschauertribüne sitzen; sie tragen keine Verantwortung. Und im jüdischen Tempel geschah das Eigentliche dort, wohin nur Männer kommen durften. In der christlichen Kirche ist die Frau ebenfalls eine Person, die dabei sein darf; eine der «paroikoi» (Eph 2,19), gewiß in der Liturgie. Wir lesen wegen unserer Lebensselbstverständlichkeiten über jene

Passagen in den Evangelien hinweg, aus denen hervorgeht, wie Jesus im Gegensatz zur jüdischen Überlieferung und zur Gesellschaft jener Tage eine ganz ungewöhnliche Haltung gegenüber Frau und Kind angenommen hat. Er hat denn auch nicht eine neue Synagoge gestiftet, sondern eine «ekklesia» – die *kabál* –, eine Mann, Frau und Kind umfassende Glaubensgemeinschaft, in der gängige menschliche Verhältnisse sogar umgekehrt wurden: eine Gemeinschaft, die gerade durch eine mehr als menschliche Inklusivität exklusiv ist.

Die messianische Funktion des Kindes

In Mt 18 und Mk 10 lesen wir, daß Jesus für diejenigen, die Kontakt mit Gott suchen, den Kontakt mit dem Kind als eine notwendige Bedingung stellt. Wer sich mit dem Messias einlassen will, aber das Kind beiseiteschiebt, verbarrikadiert den Zugang zum Reich Gottes. Der Christus hat sich vor den Menschen sogar hinter das Kind gestellt: «Wer dieses Kind aufnimmt, nimmt mich auf.» Das Kind müßte in der Christusgemeinde funktional eine besondere Rolle erfüllen, wenn wir uns Jesu Worte zu Herzen nähmen. Er hat das sehr wichtig genommen. Eine der wenigen Stellen, die etwas über Jesu Gemütsverfassung berichten, nämlich seine Entrüstung, ist nicht nur Mk 10,14, sondern auch Mt 18,6: Daß er dem Menschen, der einem dieser Kleinen, die an ihn glauben, ein Hindernis in den Weg, einen Mühlstein an den Hals wünscht, damit ihn die Tiefe der See verschlingt, zeugt davon auch. Wie haben wir in der Kirchengeschichte über dieses Stück Evangelium hinweggelesen oder es verfälscht, indem wir ein liebliches Bild von Jesus und den Kindern daraus gemacht und gerade das Herz dieser Perikope wegretouschiert haben, daß sich Jesus nämlich an die Erwachsenen richtete! Was Jesus bewogen hat, das Kind-an-sich mitten unter die Gläubigen als eine notwendige Kontaktperson zu stellen – nicht nur als Zeichen, als Beispiel arglosen Vertrauens und unvoreingenommener Empfänglichkeit –, das müssen wir raten. Jedenfalls wird es mit der Ursprünglichkeit des Kindes zu tun haben, mit seinem Kleinsein, weil es in der Welt nicht mitzählt, mit dem abhängigen Vertrauen, der Hingabe – ach, mit all jenen Hinsichten, in denen das Kind unser schlechtes Gewissen bedeutet.

In der Kirche läßt sich ein Widerstand gegen das Kind feststellen, es als vollwertigen Partner im Glauben anzuerkennen, der mit eigener Rolle in der Glaubensgemeinschaft mitverantwortlich ist.

Der Widerstand gegen das Kind könnte – gerade in der Christusgemeinde – zusammenhängen mit dem Widerstand gegen den Messias selbst, der ohne Umwege auf den Kern der Sache zuing, dem es um Gott selbst und Gottes Reich ging und der den Menschen durchschaute. Dem es um das Ursprüngliche schlechthin ging: das Kind Gottes.

Die Haltung zum Kind in der Gemeinde könnte wohl einmal ein Kriterium für Christlichkeit sein.

Noch keine wirkliche Integration

Frauen und Kinder werden zwar zur Liturgie der Heilsfeier zugelassen, aber es ist sehr fraglich, ob sie (nach ihrer wesentlichen Funktion) in das Handeln und Denken dieser Gemeinschaft wirklich integriert sind, bis hin und einschließlich ihrer Mitverantwortung.

Ein extremes Beispiel sehen wir dafür in der kalvinistischen Kirche, einer Kirche patriarchalischer Autoritäten, mit Akzent auf der Lehre. Die Gemeinde in ihrem Tun und Lassen ist eine Erwachsenengemeinde mit dem Stempel männlicher Leitung. Die «Zulassung» (!) der Frau zum Diakon-, Presbyter- und Predigeramt war unter großen Widerständen vor sich gegangen, wobei nichttheologische Faktoren nicht selten waren. Was könnten die eigentlichen Gründe sein, daß auch die Frau in der Gemeinde das Brot brechen darf – die meist hausfrauliche Aufgabe des Dieners der Gemeinde – und daß auch sie durch das Zeichen des Wassers das Kind in die Gemeinde aufnehmen darf? Diese Gemeinschaftszeichen könnten sogar kraft ihrer weiblichen Aufgabe vor allem von einer Frau verrichtet werden!

In den meisten protestantischen Kirchen kommt die Gemeinde zur «Mahlzeit des Herrn» ausschließlich nur als Erwachsenengemeinde zusammen. Das Kind ist von der Abendmahlsgemeinschaft offiziell noch ausgeschlossen. Erst wer mit etwa 18 Jahren das Glaubensbekenntnis abgelegt hat, wird zum Abendmahl zugelassen (!). Historisch wird das wohl mit der Betonung der Kenntnis von Bibel und Glaubenslehre (Heidelberger Katechismus) und mit der endgültigen Entscheidung für Christus zusammenhängen, oder mit dem pietistischen Ereignis der Bekehrung, daß die eigentliche Gemeinde die Erwachsenengemeinde ist. Üblich war es zwar, seine Kinder in den Gottesdienst mitzunehmen, doch waren die Kinder Besucher und nicht «Hausgenossen im Glauben». Sie wurden – und werden meistens immer noch – bei Predigt und Liturgie wie Luft behandelt.

Die Perikopen aus Mt 18 und Mk 10 sind denn auch dort als beliebte Sonntagsschulbildchen in das Kinderzimmer der Kirche verbannt. Um in dem Notzustand (u. a. dem kindlichen Absitzen langer dogmatischer Predigten) zu helfen, sind die Sonntagsschulen entstanden. Das bedeutet eine Nebenpfarre für das Kind, einen Miniaturgottesdienst auf Kinderniveau, ein gesondertes Kinderkirchlein. Diese Sonntagsschulen stehen geistig-geistlich unter Leitung von Vereinigungen, und bis heute hat die Kirche selbst darauf wenig Anspruch erhoben, geschweige denn die Theologie. Für die theologischen Fakultäten gibt es das Kind überhaupt nicht.

In der kalvinistischen Gemeinde gibt es (theologisch gesprochen) zwar eine Anerkennung des Kindes, das durch die Taufe «in den Bund aufgenommen» wird; doch diese Anerkennung dauert praktisch nur zehn Minuten. Dann kehrt der Säugling auf dem Arm einer Tante in seine Wiege in der Konsistorienkammer zurück, und es dauert fast achtzehn Jahre, bis dieser Mensch als Mitgläubiger und Glied der Gemeinde, nach einem biblischen und katechetischen Kurs von etwa vierzehn Jahren, wirklich anerkannt wird. In einer der wichtigsten Perioden seines Lebens wird er als solcher nicht eingegliedert und anerkannt. Man kann denn auch nicht in der Gemeinde aufwachsen oder mit der Liturgie vertraut werden, geschweige denn mit der Mahlzeit des Christus.

Von der unmündigen zur erwachsenen Gemeinde

Gegenüber dieser protestantischen Tradition, die ich in ihrer extremsten Form beschrieben habe (natürlich sind schon lange Wandlungen im Gange; es gibt spezielle Familiengottesdienste und Gemeinden, in denen Kinder mit ihren Eltern am Abendmahl teilnehmen können), scheint mir die römisch-katholische Tradition, jedenfalls seit dem Jahre 1911, besser. Trotzdem darf man die Frage stellen, ob das Kind denn hier wohl zu seiner Anerkennung gekommen ist, wie sie das Evangelium erwartet. Man bekommt zwar den Eindruck, daß die Beachtung der Kinder hier viel größer war als bei den Protestanten, aber vielleicht mehr quantitativ als qualitativ, mehr gegenüber den vielen Menschen als für das Kind an sich: das Kind weniger als Partner im Glauben, das uns auf dem Wege ins Reich Gottes vorangeht, sondern als Objekt der Indoktrination. Auch hier entstand die Nebenpfarre: auf der Schule, wo Kinder – jedenfalls bis vor kurzem – dogmatisch und liturgisch dressiert wurden, wenn

auch, um sie früh zu gewöhnen und für später zu gewinnen.

Aber wie steht es mit der Integration des Kindes in die Glaubensgemeinschaft selbst? In Bern erlebte ich einmal eine «messe pour les enfants». Zu meiner großen Verwunderung war die Messe etwas ganz anderes als die Ankündigung erwarten ließ; mit keinem einzigen Wort oder keiner einzigen Geste wurde berücksichtigt, daß Kinder zugegen waren; sogar die Predigt richtete sich an die Erwachsenen und war für diese noch unverständlich. Kürzlich besuchte ich eine Messe, in der Kinder «zur ersten Kommunion» gingen. Es schien das Entgegengesetzte der Erfahrung von Bern zu sein. Ein Kind sprach das Begrüßungswort, ein anderes Kind das Schuldbekennnis, die Evangelienperikope wurde von Kindern vorgetragen und gespielt; alles war auf der Schule eingeübt worden. Wie angezogene Puppen, unkindliche Handschuhe an den Händen, saßen sie um den Altar. Während des ganzen Gottesdienstes war die Gemeinde passiver Zuschauer des liturgischen Kinderschauspiels auf der Bühne beim Altar. Auch hier wurde deutlich, daß Kinder eine Sonderkategorie sind – lieblich anzusehen – und in die Gemeinde, in den Dialog mit den Erwachsenen noch nicht wirklich integriert.

Ist die Gemeinde vielleicht selbst noch zu sehr unmündiges Kind geblieben, trotz fast zwei Jahrtausende Christentum? Vielleicht ist die Form der Kommunionfeier ein Zeichen dafür: Es scheint mehr eine Austeilung als eine Mahlzeit, eine Verabreichung der Medizin (des *pharmakon*) an Menschen, die ihren Mund öffnen; so füttert man auch kleine Kinder. Diese Form könnte die Unmündigkeit symbolisieren, weil das heilige Brot nur empfangen wird, indem man es in den Mund hineinsteckt. Ist es zufällig, daß sich diese Form gerade zu der Zeit in der Kirche ändert, in der sie eine Art von Pubertätskrise durchzumachen scheint und die Gläubigen mehr und mehr Verantwortung selbst übernehmen wollen?

Es klingt wie ein Widerspruch – aber soweit wir das Kind in der Kirche ernst nehmen, soweit kann die Gemeinde ihre eigene Infantilität überwinden. Es geht darum, sagt schon Paulus, daß wir als Glaubensgemeinschaft die Fülle (das *pleroma*) erreichen; daß wir heranwachsen zur Fülle und damit auf Christus hinreifen (Eph 4). Es geht auch darum, daß der Mensch in die Gemeinde hineinwächst. In dieser Hinsicht ist die katholische Kirche für die protestantische Kirche ein Vorbild. Da kann ein Kind mehr in die Liturgie hineinwachsen und ist

immer wieder eine tiefere Einweihung möglich: nach der Taufe die erste Kommunion, die Firmung, die Erneuerung der Taufgelübde. Dadurch wird klar, daß die Zugehörigkeit zur Christusgemeinschaft nicht die Frage eines bestimmten Tages ist, an dem das Glaubensbekenntnis abgelegt wird, sondern eine Geschichte, ein stetes Einverleibtwerden in die verschiedenen Lebensstadien. Trotzdem kann auch die protestantische Tradition ein Beispiel für die katholische Tradition sein, insofern auch für den erwachsenen Menschen eine bestimmte Initiative möglich gemacht werden muß, bei der er seinen Glauben bekennen und er sich aus der christlichen Gemeinschaft heraus für eine Aufgabe in der Welt engagieren kann. Das bedeutet aber auch eine viel grundsätzlichere und intensivere Erwachsenen Katechese. Darauf müßte sowohl bei den Protestanten wie bei den Katholiken nach dem achtzehnten Jahr für die Zukunft der Katechetische Schwerpunkt liegen. Und sehr speziell bei den Eltern des Täuflings.

Die Schlüsselposition der Eltern in der Kirche

Natürlich hat die Familie in der Kirche nicht mehr Recht auf Beachtung als z. B. die Unverheirateten oder die alten Menschen. Eine eigene Familienmesse ist eigentlich zu außerschließlich, als ob dazu dann nicht diejenigen gehören, die nicht in einer Familie leben. Trotzdem möchte man sagen, daß Eltern in der Gemeinde funktional einen besonderen Platz einnehmen – einnehmen könnten. Nicht nur die Frau und das Kind – und deshalb indirekt doch auch der Mann – sind bisher zu wenig zu ihrem Recht gekommen, auch die Väter und Mütter mit ihrer Aufgabe. Wenn es um die Überlieferung geht, sind sie nämlich Schlüsselfiguren. Sie haben menschlich und intensiv am meisten mit der kommenden Generation zu tun. Viel zu selbstverständlich hat man ihnen durch Schule und Sonntagsschule die Glaubensüberlieferung aus den Händen genommen.

Ist es nicht seltsam, daß die Kirche Eltern aufruft, ihre Kinder taufen zu lassen, sie sogar ein Gelübde ablegen läßt, aber sie in derselben Beziehung eigentlich allein läßt? Natürlich können sie ihr Kind der Schule überlassen. Aber – mag es auch wie ein Umweg aussehen – dennoch ist es der direkteste Weg, die Eltern selbst einzuschalten, sich ihrer zu bedienen, sie anzuleiten, sie anzuregen, daß sie «ihren Kindern erzählen, ihr Vertrauen auf Gott zu setzen» (Ps 78).

«Familie und Liturgie». Ach, es geht nicht nur

um Beamtessen und anziehende Familiengottesdienste und gewiß nicht um eigene Schulmessen und Kindergottesdienste, obwohl diese eine Brücke bilden, solange die Situation in der Kirche selbst noch nicht ursprünglicher christlich geworden ist.

Mehr als Mitmenschlichkeit

Es gibt Menschen, die das Latein und den Gregorianischen Choral zurückwünschen, auch weil sie der Welt mit all ihrer Unruhe von Kriegen und Aufständen entfliehen wollen. Vielleicht ist das doch ein Wunsch nach dem mehr als Gewohnten, dem mehr als Menschlichen, nach dem, was über die Welt hinausgeht. Die modernen Propheten haben aber sehr klargemacht, daß die Transzendenz nicht über der Welt zu suchen ist, sondern *in* der Welt, wo Gott heilig gegenwärtig sein soll.

Trotzdem werden wir in dieser Zeit, nicht zuletzt durch die modernen Kommunikationsmittel, durch tägliche Aufrufe, Proteste, gesellschaftliche, soziale Aktionen und Hilferufe fast immunisiert; das Thema Menschlichkeit ist zum Refrain geworden, auch in der Kirche. Die Not in der Welt ist groß, und es wäre gefährlich, in der Kirche in sentimentale oder ästhetische Rührung zu fliehen. Auch die alten Propheten in der Bibel haben uns zugerufen, daß Liturgie kein Gottesdienst sein kann, wenn wir das Unrecht in der Welt einfach laufen lassen.

Trotzdem könnten wir in dieser Zeit vergessen, daß Liturgie mehr ist als Mitmenschlichkeit und auch noch eine andere als soziale Dimension hat. Man fragt sich wohl einmal, wohin das mit all dem modernen Getue in der Kirche, mit der Popularisierung und dem Hang nach Aktualität noch gehen soll. Bei Gelegenheit kann eine Beamtessen und das direkte politische oder gesellschaftliche Engagement auch die Jugend mitziehen und anregen. Wo aber bekommt das Gestalt, was in jedem Fall dieses Jahrhundert überdauern und auch die folgenden Generationen auf lange Zeit binden kann?

Das Bindende, Faszinierende liegt in der Kirche doch im Transzendenten, im mehr Menschlichen, im «Ganz-Anderen». Fehlt das, wird Liturgie menschliches Spektakel oder eine «klimpernde Schelle». Keine populären Liedchen und kein Täßchen Kaffee nach der Messe können Ältere und Jüngere auf die Dauer binden. Es geht vielmehr um Kontakt mit dem Ursprung unsres Glaubens, zumal auch mit dem Dokument des Ursprungs, der Bibel, und um die Ursymbole von

Gott-mit-den-Menschen, seines Reiches in der Welt, die uns befreiend mit dem Heiligen in Berührung bringen und uns im Kern unsres Wesens berühren. Um die Tiefendimension in der Kirche geht es, wo der moderne Mensch in all seinen Formen angesprochen wird.

Wer von dieser transzendenten Wirklichkeit einmal ergriffen worden ist, versteht bei aller Bitterkeit, daß es keinen Sinn hat, die Mahlzeit Christi in kirchlicher Exklusivität zu feiern, getrennt von den andern Brüdern und Schwestern in Christus. Schon deshalb ist sie «ungültig», d.h. nicht wie von Jesus beabsichtigt, und könnte man auch die Worte, die Jesus gebraucht hat, genau nach-

sprechen. Wenn es nichts gibt, das uns von Gott in Jesus Christus, unserm Herrn, trennen kann – weder Leben noch Tod, weder Menschen noch Mächte, dann auch keine Kirche und kein liturgisches Gesetz.

Übersetzt von Dr. Heinrich A. Mertens

JOHANNA KLINK

geboren am 6. März 1918 in Roermond (Niederlande), reformiert. Sie studierte an der Universität zu Leiden, doktorierte 1947 in Theologie. Sie war während zwanzig Jahren in verschiedenen Gemeinden Predigerin. Jetzt hat sie sich auf religiöse Erziehung und Kinderkatechese spezialisiert (Veröffentlichungen und Vorträge). Sie veröffentlichte u.a.: *Bijbel voor de kinderen* (1971), *Kind en geloof* (1970).

Louis Cyr

Das Amt des Kirchenmusikers

Die Musik in der Kirche, oder genauer gesagt, das Musizieren im Gottesdienst (die Einbeziehung irgendwelcher Musik im Kirchenraum würde unsere Betrachtung zu weit führen) steht unmittelbar vor, wenn nicht schon am Anfang, einer schöpferischen Zeit. Davon sind nicht nur Dichter und Komponisten, sondern alle am musikalischen Geschehen im Gottesdienst Beteiligten direkt betroffen. So wie der liturgische Vollzug von Verkündigung, Lobpreis und Gebet schon die versammelten Gläubigen auffordert, gegenwartsbezogen und schöpferisch zu sein, so werden die amtlichen Veranstalter von Gottesdiensten aufgefordert, alle vorhandenen musikalischen Kräfte und Begabungen nach deren potentieller, heutigen Gottesdiensten zeitgemäßer Mitgestaltung zu überprüfen.

An den sich dabei erschließenden Perspektiven kann nur der Kirchenmusiker zweifeln, der von seiner Ausbildung oder Grundhaltung her gesehen solchen Anforderungen nicht gewachsen ist; dem der gelegentlich zur Entschuldigung dienende, Abwehr vortäuschende und Initiative lähmende Begriff «Krise» allzuleicht über die Lippen geht; der aus Verlegenheit und Unbehagen der eigenen Hilflosigkeit kleingläubiges Reden über Qualitätsver-

lust vorschiebt; der auch aus verständlicher Diensttreue zu den ihm vorgesetzten Amtspflichten das eigene schöpferische Mittun entweder im Laufe der Zeit verlernt hat oder von vornherein kaum ausüben durfte.

Zwar ist nicht zu verkennen, daß sich die in ihrer bisher klar abgegrenzten Verantwortung isolierten kirchenmusikalischen Kräfte von der heutigen sehr komplex gewordenen Situation überfordert fühlen. Deswegen würde die herkömmliche Methode, zunächst den Begriff «das Amt des Kirchenmusikers» in festen Zügen zu umreißen, um daraus seine einzelnen Aufgaben abzuleiten, wahrscheinlich in eine Sackgasse führen. Denn theoretisch könnte man von einer klaren Definition ausgehen, die die überlieferten und bisher ausgeübten kirchenmusikalischen Ämter so allgemein wie nur möglich umfaßt, und demnach folgende Fragen stellen: wie ein solches Amt heute aussehen soll, und wie dessen praktische Aufgaben lauten sollen – zunächst, rückwärts blickend, in folgerichtiger Anknüpfung an die bisherige Praxis, dann hinsichtlich der nachkonziliaren Entwicklung und der sie begleitenden amtlichen Verlautbarungen. Ein derartiges, deduktives Verfahren aber würde die berechtigten Erwartungen aller, die mit Kirchenmusik unmittelbar beschäftigt sind, nicht erfüllen können. Denn drei wesentlichen, von der Basis her aufkommenden Fragen muß man Rechnung tragen: a) welche Musik, b) für welche Leute, c) zu welchem Zweck. Nur in solcher Auseinandersetzung, die mit Ehrlichkeit aufgegriffen und durch alle Ängste und Zweifel hindurch ausgehalten wird, werden die bisher noch brachliegenden schöpferischen Kräfte